

zfsö

ZEITSCHRIFT FÜR SOZIALÖKONOMIE

- Eckhard Behrens **3** Euro- oder Schuldenkrise? - Eine Verbindung des Euro mit nationalen Regiogeldern überwindet Rezessionen
- Ludwig Schuster & Margrit Kennedy **10** Mit einer Komplementärwährung kann Griechenland abwerten und in der Euro-Zone bleiben
- Christian Kreiss **13** Wege aus der Finanz- und Wirtschaftskrise – Drei politische Weichenstellungen
- Silke Helfrich **21** Commons/Gemeingüter – Ein Leitbild für das 21. Jahrhundert
- Hans-Peter Aubauer **31** Eine wirtschaftlich und sozial verträgliche Ressourcenwende
- Achim Lerch **39** CO₂-Emissionshandel – effizient oder gerecht?
- Fabian Thiel **48** Die Bodenpolitik Sun Yat-sens und ihre Auswirkungen auf das zeitgenössische Landmanagement in der VR China
- Renate Börger **57** „Small is beautiful“ – Zum 100. Geburtstag von Ernst Friedrich Schumacher
- 61** Bücher – Personalie – Veranstaltungen
- 76** 49. Mündener Gespräche in der Reinhardswaldschule

Commons/Gemeingüter – Ein Leitbild für das 21. Jahrhundert *

Silke Helfrich

Vom Wettlauf um Ressourcen zur Wiederentdeckung der Allmende

„Wettbewerbsfähigkeit“, „Weltmarkt“ oder „Knappheit“, „Konkurrenz“, „Privateigentum“ und schließlich „geistiges Eigentum“ – Schlagworte aus der Wirtschaft bestimmen vielfach die politischen Debatten. Eher leise sind Begriffe wie „Lebensqualität“ oder „Allmende“ zu vernehmen. Und wenn, so werden sie sogleich von einem lautstarken „Konsum & Umsatz“ und von der „Tragik der Allmende“ übertönt.

Wir haben also ein Problem: Es ist die Art, wie wir denken und die Welt betrachten. Genauer gesagt ist es die Art, wie wir dazu gebracht werden, so zu denken wie wir denken. Und es sind die Haltung und Handlungen, die aus dieser Art unserer Weltbetrachtung resultieren. Nehmen wir ein Beispiel: Was passiert, wenn es gelingt, den Menschen einzureden, dass morgen die Milch knapp wird? Dann wird die Milch tatsächlich knapp, weil die Menschen sich wie Hamster auf sie stürzen und kaufen, was sie kriegen können! Und das gilt nicht nur für die Milch: Ressourcen sind nicht knapp. Sie werden knapp gemacht.

Wir indes haben uns daran gewöhnt zu denken, „Knappheit“ sei eine Eigenschaft des Wassers, des Bodens oder der Luft selbst. Korrigieren wir das: Natürliche Ressourcen sind selbstverständlich begrenzt, aber sie sind nicht von Natur aus knapp. Begrenzt sein und Begrenztheit sind etwas anderes als ‚Knappheit‘. Sie drücken eine andere Sicht der Dinge aus. Sie

verweisen schlicht darauf, dass wir Grenzen respektieren müssen. Die Grenzen natürlicher Ressourcensysteme und unsere eigenen Grenzen. Die Grenzen des Menschen. Das menschliche Maß! „Grenzen“ sind ein wichtiger Begriff im Nachdenken über Gemeingüter.

Unsere bisherigen Denkweisen suggerieren jedoch, dass nicht genug für alle da sei. Dies löst ein Wettrennen um die Ressourcen aus, selbst wenn es die allerletzten sind. Entscheidend ist also, Anderes und anders denken zu lernen.

Nutzenmaximierung oder Zusammenarbeit?

Die meisten Ökonomen halten den Menschen für einen homo oeconomicus, einen individuellen Nutzenmaximierer. Dieses grobschlächtige und allenfalls halb wahre Menschenbild verdeckt die Fähigkeit und Bereitschaft von Menschen, sich solidarisch zu verhalten, zusammenzuarbeiten oder einfach nur etwas zu tun, weil ihnen die Beziehung zu anderen Menschen wichtig ist. Nicht einmal die Erfahrung, dass wir uns selbst sehr oft ganz anders als der vermeintliche Nutzenmaximierer verhalten, vermag dieses Menschenbild in Frage zu stellen. Das ist nicht verwunderlich, denn das Motiv des Eigennutzes wurde so häufig zitiert, gar beschworen, dass es die Furcht verstärkt, über den Tisch gezogen zu werden. Doch „Menschen stehen nicht gern als Dummkopf da“, formuliert die bekannteste Gemeingut-Forscherin der Welt, die Wirtschaftsnobelpreisträgerin Elinor Ostrom (Nobelpreis 2009). Schon die Befürchtung, um ein paar Euro betrogen oder von anderen ausgenutzt zu werden, wächst zu einer Barriere für kooperatives Verhalten. Die Barriere – und diese Erkenntnis leitet die Gemeingutforschung – ist überwindbar. Schließlich kooperieren wir „von Natur aus“, wie der

* Vortrag zur Eröffnung der Konferenz „Terrafutura – Taking care of the commons“ vom 20.-22. Mai 2011 in Florenz/Italien, der in ähnlicher Form auch bei den 48. Mündener Gesprächen der Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft am 26. März 2011 in der Reinhardswaldschule in Fulda gehalten wurde. Der Vortragsstil wurde stellenweise bewusst beibehalten. Weitere Informationen im Internet: www.commonstrategies.org + www.commonsblog.de

Hirnforscher Joachim Bauer eindrucksvoll zeigt.¹ Die Frage ist also weniger, ob Menschen bereit sind zu kooperieren und ob sie es tatsächlich tun. Die Frage ist, wie ihnen dabei geholfen werden kann zu kooperieren.

Studien einer Forschergruppe um den nordamerikanischen Anthropologen Kim Hill, die Anfang 2011 im Wissenschaftsmagazin „Science“ veröffentlicht wurden², zeigen, dass der Mensch seit Zehntausenden von Jahren seine sozialen Netzwerke so gestaltet hat, dass sie ein Höchstmaß an Kooperation ermöglichen. Mehr noch: wir könnten in der Komplexität der heutigen Welt ohne Kooperation gar nicht mehr überleben.

Zudem tun wir ständig Dinge nicht des Geldes wegen, sondern

- weil sie uns am Herzen liegen (denken Sie an die Kindererziehung),
- weil sie Anerkennung bringen,
- weil wir durch sie lernen,
- weil sie für unsere Sozialbeziehungen wichtig sind oder einfach
- weil es Spaß macht, kreativ zu sein und etwas zu produzieren.

Und dennoch wird man nicht müde uns weiszumachen, wir seien nur dann im Kopf gesund („rational“), wenn ein jeder für sich vor sich hin maximiert.

Der Vorschlag der Commons-Bewegung, die durch Elinor Ostrom wieder Auftrieb bekommen hat, ist also zunächst, im Denken Ordnung zu schaffen und den vorherrschenden Schlagworten „Wettbewerbsfähigkeit“, „Weltmarkt“, „Knappheit“ usw. einige neue Begriffe gegenüber zu stellen: etwa „Grenzen“, „Verbundenheit“ und „Kooperation“. Die ihnen entsprechende Idee ist eine Idee – oder genauer – eine soziale Praxis, die „so alt ist wie die Menschheit und so modern wie das Internet“, sagt David Bollier. Und der US-amerikanische Historiker Peter Linebaugh nennt diese Praxis „commoning“.

Die Anfänge einer globalen Commons-Bewegung

Die Commons könnten zu einem bedeutenden Leitbild für das 21. Jahrhundert werden³, wenn wir es schaffen, die Kerngedanken der Gemeingü-

ter für eine ganze Menge wichtiger Prozesse und Überlegungen fruchtbar zu machen. Etwa dafür, dass es uns gelingen muss, die Umweltfrage und die soziale Frage zugleich zu beantworten. Wir können nicht einfach die Preise für den Ressourcenverbrauch erhöhen (Stichwort Green New Deal) und damit die Interessen der Menschen ignorieren, die sich die zum Leben notwendigen Produkte dann kaum noch leisten können. Natürlich ist das Ökologische das eigentlich Soziale, aber das ist nur dann vermittelbar, wenn der Weg in die Zukunft nicht nur über Preismechanismen geebnet wird. Es muss gelingen, technologische Innovationen nicht nur mit neuen Preisen, sondern vor allem mit sozialer Innovation zu verknüpfen. In der Idee der Gemeingüter liegt genau das: Sie sind ungeheuer vielfältige und dennoch vielfach übersehene tragfähige soziale Innovationen und Institutionen gemeinsamer Ressourcennutzung und -weiterentwicklung.

Der Begriff steht auch für eine andere – realistischere – Sicht auf das Verhältnis zwischen dem Individuellen und dem Kollektiven. Das Prinzip lautet: Die Entfaltung jedes Einzelnen ist die Voraussetzung für die Entfaltung der Anderen und umgekehrt. Diese Kerngedanken müssen wir in neue „Erzmetaphern“ übersetzen, wie der Visionaut und Mitbegründer des „Club of Budapest“, Johannes Heimrath, sagen würde.

Durch die Commons finden sehr verschiedene Bewegungen zusammen. Wir nennen das „die Konvergenz/das Zusammengehen (sozialer) Bewegungen“. Das bezieht sich auf Bewegungen und Initiativen auf dem Land und in der Stadt, im sozialen und wissenschaftlichen Bereich, in der natürlichen und digitalen Umgebung, in Nord und Süd.

Derzeit – so wage ich optimistisch in den Raum zu stellen – entsteht daraus eine „Globale Commons-Bewegung“. Zwar gibt es seit Menschengedenken die soziale Praxis des „commoning“, doch eine globale Vernetzung der commoners gab es bislang noch nicht. Gerade diese Vernetzung und gegenseitige Inspiration, die durch neue Kommunikations- und Informationstechnologien vielfach überhaupt erst möglich wird, aber ist wichtig. Schließlich muss „commoning“ heute unter den Bedingungen der Globalisierung, der

allgegenwärtigen Digitalisierung der Lebenswelten und des Aufeinander-Angewiesenseins im globalen Maßstab gelingen. Noch steckt die globale Commons-Bewegung in ihren Kinderschuhen. Sie ist dabei, ihre eigene Identität zu entdecken. Und dafür wird sie einen konsistenten Commonsbegriff finden müssen.

Die Kerngedanken der Commons

Teil dieses Findungsprozesses ist es, zu verstehen, was Wasser und Software gemeinsam haben. Beide sind Gemeinressourcen. Das heißt: jeder Mensch hat grundsätzlich den gleichen Anspruch auf ihre Nutzung!

Dabei ist das Eine zum Überleben so wichtig wie das Andere zur kulturellen Entwicklung. Für Beides – für Wasser und Software – gibt es Regeln und Formen des Miteinanders, die diesen Gleichheitsanspruch – der kein gleichmachender ist – einlösen können. Auf dem Weltsozialforum in Dakar im Februar 2011 hat es der junge Programmierer Adama Dembelé aus der Freien Software-Szene im westafrikanischen Mali so illustriert: „Wir programmieren Freie Software, aber wir würden nie jemandem den Zugang zum Quellcode verwehren, so dass jeder Mensch diese Software für sich nutzen und weiterentwickeln kann. Zugleich bieten wir Dienstleistungen rund um diese Software an. Und davon leben wir. Man kann den Umgang mit Softwarecode und den Softwareprogrammen mit einer Quelle und der Nutzung des Quellwassers vergleichen. Man kann also dem Fluss Wasser entnehmen, um damit die eigenen Felder zu bewässern. Das bedeutet aber nicht, dass man das Recht hat, die Quelle zu privatisieren.“

Die Regel ist also recht einfach und sie transportiert einen wichtigen Gedanken: Die Substanz der Gemeingüter ist nicht privataneignungsfähig. Es geht mit anderen Worten darum, dass wir nicht die Kontrolle über unsere Lebensgrundlagen verlieren, indem wir sie dem Markt überlassen oder an den Staat delegieren. Letzterer hat sich besonders in globalen Fragen – von Rio bis Johannesburg, von Kyoto bis Cancun – nicht gerade als sorgsamer Hüter der Gemeinressourcen erwiesen. Im Gegenteil, gerade dort, in den in-

ternationalen Umwelt- und Klimaverhandlungen, zeigt sich ein ums andere Mal, dass die politischen Interessen gegenwärtig zu sehr von den wirtschaftlichen abhängen, als dass wir gerade aus der Politik einen Paradigmenwechsel erwarten könnten. Das müssen wir schon selber machen. Wir können zeigen, dass Einzelne das Gemeinsame nutzen und weiterentwickeln, ohne den Anderen zu schaden. Darum geht es bei den Commons. Aber aus der Politik muss tatkräftige Unterstützung für diesen Paradigmenwechsel kommen. Das ist das Mindeste, was wir erwarten können. Deswegen ist es auch sinnvoll, das bestehende Regelwerk Stück für Stück umzubauen.

Ein einfaches Beispiel dafür wird von dem deutschen Wirtschaftsprofessor Gerhard Scherhorn unermüdlich vorgebracht. In Deutschland sind die Vorstände von Aktiengesellschaften gesetzlich dazu verpflichtet, den Gewinn zu maximieren und ihn an die Shareholder auszuschütten. Sonst können sie nach dem Untreueparagrafen des Strafgesetzbuches (§266) oder nach dem Aktienstrafgesetz belangt werden. Deshalb fordert Scherhorn, dass Unternehmensvorstände im § 76 (1) des Aktiengesetzes auf den Schutz der naturgegebenen und gesellschaftlichen Gemeingüter verpflichtet werden.⁴ Die Liste solcher Beispiele ist endlos. Konkrete Vorschläge, wie die Verhältnisse geändert werden können, sind zahlreich. Und in der Tat sind solche Weichenstellungen notwendig, um die Bedingungen für einen florierenden Commonssektor zu schaffen. Doch hinreichend sind sie nicht. Wir brauchen grundsätzlich mehr und vielgestaltige Institutionen, in die der Commonsgedanke eingeschrieben ist. Institutionen also, die quasi aus sich selbst heraus Gemeingüter erzeugen. So wie die General Public License, die dafür sorgt, dass Freie Software immer frei bleibt, oder das Mietshäusersyndikat, das eine Form gefunden hat abzusichern, dass gemeinschaftlich getragene und genutzte Mietshäuser nicht reprivatisiert werden können.

Noch erscheinen die Commons oder Gemeingüter manchen so mysteriös wie das Seeungeheuer Nessi in Schottland. Niemand scheint genau zu wissen, wie sie aussehen und was sie leisten. Aber alle reden darüber. Was also macht den Kern des Begriffs aus?

„A commons is a shared interest or value“, sagt der Anthropologe Stephen Gudeman. Das klingt abstrakt. Was er damit meint ist Folgendes: Es geht nicht um die kollektiv zu nutzenden „Ressourcen an sich“, sondern darum, aus dem Umgang mit ihnen ein gemeinsames Anliegen zu machen. Und zwar so,

1. dass niemand zurück bleibt und so,
2. dass Ressourcen, Wasser und Wald, Boden und Atmosphäre, Wissen und Code, weder über- noch unternutzt werden.

Ich stelle mir die Commons wie ein flexibles, aber untrennbar miteinander verbundenes Gesamtkunstwerk aus mehreren Elementen vor. Da sind zunächst die gemeinsam genutzten Dinge (die common pool resources). Manchmal sind diese rival wie das Wasser eines Rinnsals oder nicht rival wie die Fluten problemlos multiplizierbarer Softwarecodes. Manchmal sind sie lokal wie ein Dorfbrunnen oder global wie die Atmosphäre. Gemeinsam zu nutzende Ressourcen – Land, Saatgut, Code, öffentliche Räume, Kulturtechniken, Noten oder das elektromagnetische Spektrum – sind der Bezugspunkt. Das Umkämpfte sozusagen. Man steht am Morgen auf und spaziert den ganzen Tag durch die Gemeinressourcen, bis man abends wieder zu Bett geht.

Unabhängig davon, ob solche Gemeinressourcen nun der kulturellen, der natürlichen oder der sozialen Sphäre angehören – gemeinsam ist ihnen allen, dass sie nicht von einem Einzelnen hergestellt werden:

- Sie sind entweder Teil unseres natürlichen Erbes oder
- sie wurden – wie Software und Sprache – über lange Zeiträume kollektiv produziert oder
- der Gemeinschaft von einem Einzelnen geschenkt.

Ein gutes Beispiel für Letzteres ist der Mitte der 1950er Jahre entwickelte Poliomyelitis-Impfstoff. Jonas Salk hatte die bahnbrechenden Erkenntnisse dazu geliefert. Er wurde deshalb in Kürze zum Superstar. Als er in einer Talkshow gefragt wurde: „Wem gehört das Patent an dem Impfstoff?“, antwortete er erstaunt: „Niemandem. Kann denn irgendjemand die Sonne patentieren?“

Molekül für Molekül – der Kampf um „geistiges Eigentum“

Manche Menschen glauben in der Tat, dass fast alles patentierbar sei, und kämpfen deshalb um ihr „geistiges Eigentum“. Technisch gesehen ist auch fast alles patentierbar. Entsprechend wird von dieser Möglichkeit rege Gebrauch gemacht. Aber selbst das Europäische Patentamt (EPA) hat bereits erkannt, dass Patentanmeldungen zunehmend dem Ziel dienen, unliebsame Konkurrenten von sich fern zu halten. Der eigentliche Zweck des Patentrechts, nämlich Innovationen zu schützen, ist aus dem Blick geraten oder wird bewußt unterlaufen.⁵

Ein regelrechtes Patentwettrüsten findet in der Nanotechnologie statt. Im Kern ist diese sog. Zukunftstechnologie gar keine Technologie, sondern ein Konstrukt (und zwar ein sehr gut finanziertes). Nano verweist auf eine Skala. Ein Nanometer ist ein Milliardstel Meter (10^{-9} m). In dieser winzigen Größenordnung kann Erstaunliches „gebaut“ werden, Molekül für Molekül. Materie nimmt dank quantenphysikalischer Effekte ganz verblüffende Eigenschaften an, was die Phantasien für Anwendungsmöglichkeiten enorm beflügelt.⁶ Ziel der Nanostrategen (also nicht aller Forscher, die ihre Arbeit nano-labeln) ist die programmierbare Manipulation der Materie auf atomarer Ebene. Man kann alles künstlich erzeugen, auch das Leben selbst. Die Befürworter behaupten, ausgereifte molekulare Manipulation ermögliche materiellen Reichtum für die gesamte Menschheit, die Besiedelung des Weltraums und Quasi-Unsterblichkeit. Heilsversprechen gab es, wir wissen, zu allen Zeiten. Aber was hat die Allgemeinheit davon? Wer Dinge auf Nanoebene patentiert, meldet einen Anspruch auf Verfügung über eine potentiell kaum überschaubar breite Produktpalette an.⁷ Das, so scheint mir, ist in der Debatte um Eigentumsrechte noch gar nicht angekommen.

De facto werden also unsere Gemeinressourcen häufig der gesellschaftlichen Verfügung entzogen. Oft merkt die Öffentlichkeit nicht viel davon und wenn sie es merkt, erscheint es ihr mitunter normal. Wie groß ist beispielsweise die Empörung angesichts der Tatsache, dass es vie-

lerorts im öffentlichen Raum kein Trinkwasser mehr gibt, ebenso wenig wie Sitzgelegenheiten.

Die unsichtbaren Zäune – Von WTO bis ACTA

Wir reden hier nicht von Naturgesetzen, sondern von konkreten Ausdrucksformen der „Einhegung der Gemeingüter“ (enclosure of the commons). Eine wichtige Vokabel, die stutzig machen sollte. „Einhegungen“ kommen auf leisen Sohlen daher und sind nicht immer gut zu identifizieren. Dabei ist die Geschichte des Kapitalismus die Geschichte der Einhegung der Allmende, die auch heute noch voran schreitet und Gemeingüter von beiden Seiten unter Druck setzt – vom Markt und vom Staat. Auf dem Markt gilt das Motto: Konkurrenz belebt das Geschäft. Nichts darf sich ihr in den Weg stellen. Und Regierungen bereiten dieser fragwürdigen Idee vielerorts den Weg.

Ein konkretes Beispiel dafür ist das Prinzip der „Nichtdiskriminierung“, wie es in der Welthandelsorganisation WTO und in zahllosen Freihandelsverträgen zur Anwendung kommt. „Nichtdiskriminierung“ klingt gut, bedeutet aber in diesem Kontext: Nichts darf der Freiheit des Handels Einhalt gebieten, kein Umweltbelang, keine soziale Frage, kein Gemeinwohl. Deswegen gibt es die Regel, dass sämtliche Vorteile und Begünstigungen, die ein WTO-Mitgliedsstaat einem anderen einräumt, auch allen anderen WTO-Nationen eingeräumt werden müssen.⁸ Doch ist die Gleichbehandlung von Ungleichen wirklich fair?

Dazu gesellt sich das sog. Prinzip der „Inländergleichbehandlung“.⁹ Auch das klingt zumindest sozialdemokratisch. „Inländergleichbehandlung“ besagt, dass ausländische Produkte gegenüber inländischen Produkten nicht benachteiligt werden dürfen. Aus gar keinem Grund. Unter anderem deswegen ist bei uns die neuseeländische Butter so billig. Um der WTO nicht unrecht zu tun: Es gibt ein paar Ausnahmen für die Ungleicheren unter den Gleichen. Aber Prinzip ist Prinzip und das Prinzip wird prinzipiell durchgesetzt. Die daraus resultierenden Konflikte werden praktischerweise in der WTO selbst gelöst. Mit anderen Worten: Der Staat

hat seine Streitschlichtungskompetenz dorthin ausgelagert.¹⁰

Wer genau hinschaut, wird überall der „Enclosure of the Commons“ begegnen, modernen Zäunen sozusagen. Derzeit macht das sogenannte Anti-Counterfeiting Trade Agreement (ACTA) Schlagzeilen. Erklärtes Ziel von ACTA ist es, Produktpiraterie und Urheberrechtsverletzungen koordinierter und effizienter zu bekämpfen. In Deutschland wird es deshalb häufig als Anti-Piraterie-Abkommen bezeichnet. Das klingt mindestens so attraktiv wie „Nichtdiskriminierung“. Kritiker legen indes gut begründet dar, dass es bei ACTA vielmehr darum geht, Privilegien effizienter zu schützen. Sie befürchten, dass von ACTA ähnlich unattraktive Folgen zu erwarten sind wie von der Handelsliberalisierungswelle der letzten Jahrzehnte. Und zwar für ärmere Länder, Internetnutzer, Bürger- und Freiheitsrechte. Wäre dem nicht so, könnten die Verhandler vielleicht die Türen und die Dokumente öffnen. Seit 2007 wird ACTA nämlich hinter verschlossenen Türen verhandelt.¹¹ Wenn sich aber die Vertreter unserer Interessen hinter Verhandlungstüren verschancen, wächst Misstrauen. Misstrauen verhindert Kooperation und hat demokratischen Gemeinwesen noch nie gut getan.

Im Ergebnis dieser und anderer „Einzäunungen“ werden immer mehr Güter in handelbare Waren verwandelt, als Verhandlungsmasse benutzt oder in Geiselschaft genommen, um Macht zu sichern. Doch erinnern wir uns: Was immer wir tun, was immer wir produzieren – wir greifen auf Gemeinressourcen zurück. Die Frage ist demnach nicht nur, wie wir solche Einhegungen identifizieren und unterlaufen oder verhindern können. Die relevante Frage ist: Was wollen wir aus den Gemeinressourcen machen? Waren für den Markt oder Commons für die Menschen? Das Recht auf die Commons erfüllt sich mit unseren Entscheidungen. Dies wird beispielsweise deutlich bei der unterschiedlichen Art, wie Wissen in der Wikipedia und in der Encyclopedia Britannica behandelt wird.

Die Wikipedia ist ein Gemeingut und zwar aus folgenden Gründen:

- sie wird produziert, um Wissen zu teilen
- sie wird in freier Kooperation kollektiv produ-

- ziert und gepflegt
 - sie wird durch freie Lizenzen geschützt (Copy-left Prinzip¹²)
 - sie ist für jedermann zugänglich (das ist bei nicht-rivalen Ressourcen der einzig sinnvolle Weg zur Fairness; bei rivalen Ressourcen – wie Wasser oder Land – bedarf es stattdessen möglichst selbstbestimmter Grenzen)
 - es gibt Regeln, die von der Gemeinschaft getragen, ständig diskutiert und der Komplexität des Projekts entsprechend angepasst werden.
- Im Unterschied dazu die Encyclopedia Britannica:
- sie wird produziert, um Wissen zu verkaufen
 - die Beiträge werden von ExpertInnen gegen Auftrag erstellt
 - sie wird durch strenge Intellektuelle Eigentumsrechte geschützt
 - der Zugang erfolgt gegen Geld und
 - die Kontrolle erfolgt durch die „Eigentümer“.

Beide Arten des Umgangs mit Wissen sind auf ihre Weise, in ihrer je eigenen Logik nachvollziehbar. Aber beide Formen folgen sehr unterschiedlichen Konzeptionen. Die eine ist gemeinwohlorientierter als die andere und zudem ist (oder wird) die Wikipedia umfangreicher, aktueller und vielfältiger als alles, was wir bislang an Enzyklopädien kannten.

Commons säen und ernten

Diese Art Wissen zu produzieren und zu nutzen nennt man: Commons-basierte Peer Produktion (Commons Based Peer Production). Den Begriff hat der Ökonom und Yale-Professor Yochai Benkler geprägt. „Unter Commons-Based-Peer-Production verstehe ich eine radikal dezentralisierte, gemeinschaftliche und offene Produktion, die auf geteilten Ressourcen und Ergebnissen der Zusammenarbeit zwischen weit verstreuten und locker miteinander verbundenen Individuen beruht, die zusammen arbeiten, ohne durch Signale des Marktes oder durch Anweisungen eines Managements gesteuert zu werden.“¹³

Wie so oft bei Gemeingütern sind Produzenten und Konsumenten in der Peer-Produktion nicht voneinander getrennt. Man spricht auch von Prosumenten. Wie beim Ernten der Früchte im eige-

nen Garten nehmen sie Mühen auf sich und fahren manchmal auch Missernten ein. Aber dafür ist der Garten viel größer als der eigene und viele Menschen können mitarbeiten, um diese Missernten zu vermeiden. Die Peer-Produktion von Wissen hat das Potential, die klassische Form von Wissensproduktion und -management auszukoooperieren, wie wir im Beispiel der Wikipedia gesehen haben.

Auch in anderen Bereichen zeigt sich, dass die Menschen selbst die Träger des Wandels sind. Zu der erst seit 2006 existierenden Transition-Town-Bewegung gehören inzwischen ca. 600 Initiativen in ganz Europa und darüber hinaus. Viele weitere sind im Entstehen. Die Gruppen wollen in ihren Städten eine Lebensweise durchsetzen, mit der so wenig wie möglich fossile Energie verbraucht wird. Sie warten nicht darauf, dass der Staat dafür die Voraussetzungen schafft. Sie fangen selbst damit an.

Überall in der Welt kehren auch Gärten in die Städte zurück. Die regionale, nachhaltige Produktion von Lebensmitteln wird wieder zum Thema. An vielen Orten versuchen Menschen, die Energieproduktion in die eigenen Hände zu nehmen. Technologisch gesehen ist Selbstversorgung mit Energie auch in unserer heutigen Industriegesellschaft in Größenordnungen möglich, in denen ganze Kleinstädte und ihr Umland „vom großen Netz“ genommen werden könnten. Das ist neu!

Das Waldmanagement funktioniert sowohl in Mexiko als auch in Nepal besser gemeinschaftlich organisiert als staatlich verwaltet. Das zeigen jahrzehntelange Commons-Forschungen. An vielen Orten der Welt können sie zudem beweisen, dass große, technisch aufwändige Bewässerungssysteme als „Investitionsruinen“ vertrocknen, während vielfältige, angepasste und von den Nutzern kontrollierte Systeme Jahrhunderte überdauern.

90% der Server des Internets laufen auf freier Software. Freie Hardwareprojekte ziehen nach. Im Bereich Wissen, Kultur und Design gibt es einen regelrechten Boom „freier Projekte“. Das ist alles andere als banal, denn Wissen und IT-Technologien sind die produktivsten Ressourcen der Wissensgesellschaft. Wer sie kontrolliert, kontrolliert große Bereiche unseres Lebens. Das ist bei Soft-

ware nicht anders als bei Saatgut. Wer das Saatgut kontrolliert, kontrolliert unsere Lebensmittel. Heute sind es in der Regel Saatgutmonopolisten, die zugleich Pestizidmonopolisten sind. Aus dieser Abhängigkeit wollen sich viele Bauern befreien. Deswegen existieren vielerorts gemeinschaftlich gepflegte Saatgutbanken, deren Botschaft ist: Es ist unser Saatgut, unser Essen, unser Leben.

Aus Indien stammt ein spannendes System zur Optimierung des Reisanbaus, das dem Commons-gedanken folgt. Es heißt SRI und wurde seit 1999 in 40 Ländern angewendet. Tausende Bauern nehmen daran teil. Sie nutzen einheimische Arten, meiden chemische Düngemittel und betreiben „knowledge swaraj“. Swaraj heißt so etwas wie Selbstorganisation. Das ganze System ist internetgestützt. Über das Netz kommen Wissenschaftler, Bauern und Bürger zusammen. Sie diskutieren Ideen zur Verbesserung der Ernten, die im Interesse aller kommentiert und ausprobiert werden können. Niemand kann sie für sich reklamieren. Es ist also eine Art Open-Source Reisanbausystem.

Und apropos open source: Auch die Stadtplanung kann diesem Prinzip folgen, bei dem die BewohnerInnen sich nicht nur punktuell beteiligen, sondern der gesamte Planungsprozess grundsätzlich offen ist und Mitarbeit erlaubt.

All diese Initiativen zeigen getreu dem Motto des Weltsozialforums, wie eine andere Welt möglich ist. Sie haben gemeinsame Merkmale:

- Sie sind bedürfnis- und problemlösungsorientiert.
- Sie sind selbstorganisiert und werden bestenfalls vom Staat unterstützt oder teilfinanziert.
- Nicht der Markt und auch nicht etablierte politische Verfahren sind treibende Kraft, sondern die Nutzergemeinschaften selbst. Die zentrale Erkenntnis ist, dass von oben oder von außen verordnete Regeln tendenziell zum Scheitern verurteilt sind.
- Oft haben einzelne Menschen mit dem nötigen Geschick, Prozesse zu katalysieren, eine Schlüsselposition inne. Wie etwa Rob Hopkins von der Transition-Town-Bewegung und Richard Matthew Stallman, der Gründer der Freien-Software-Bewegung.
- Initiatoren sind nicht genug. Commons brau-

chen Kümmerer, Menschen die Verantwortung übernehmen. Je mehr, desto besser.

- Die Grundüberzeugung ist: Gemeinressourcen sind zu teilen. Ihre Nutzungsmöglichkeiten können für alle erhalten und vermehrt werden.
- Der Umgang mit Gemeinressourcen ist regelbasiert und erfordert eine spezifische Haltung, etwa: „Wer aus der Allmende nimmt, ist ihr verpflichtet.“
- Voneinander „abgucken“ (kopieren) ist nicht nur erlaubt, sondern erwünscht.

Soweit die Vorbilder. Vorbilder sind vermutlich das Einzige, was in der Geschichte der Menschheit wirklich funktioniert, wenn es darum geht das Ruder ‚herrumzureißen‘. Denn wir, die NutzerInnen entscheiden. Wir sind die Träger des Wandels. Wir können überall dafür sorgen, dass immer mehr Entscheidungen für die Commons fallen. Man kann es nicht oft genug sagen: Es geht nicht um die Ressourcen selbst, wenn von Gemeingütern die Rede ist. Es geht um unseren Umgang mit ihnen.

Für einen einschließenden statt ausschließenden Umgang mit Ressourcen

Vorbilder, von denen wir lernen können, sind wesentlich, aber sie allein genügen nicht. Es geht letztlich um die Frage, ob ‚das Betriebssystem‘ der Commons überzeugend ist, weil es einer einschließenden Logik folgt, statt auszuschließen. Wenn es möglich ist, Regeln in einer Weise auszuhandeln, dass Commons und nicht Waren entstehen, dann liegen darin Muster und somit das Potential, diese Regeln immer wieder auf’s Neue auszuhandeln. Es geht also darum, uns der Muster bewusst zu werden, gewissermaßen um den Betriebsmodus der Gesellschaft zu ändern, auch wenn sich das an jedem Ort und in jeder konkreten Situation auf einzigartige Weise äußern wird. Denn es gibt eine ungeheure institutionelle Vielfalt der Gemeingüter, aber kein Patentrezept. „Each commons is one of a kind“, hat der Herausgeber des „International Journal of the Commons“, Erling Berge, einmal gesagt. Das klingt komplex und ist es auch. Und dennoch ist es eine gute Nachricht, schließlich war Vielfalt schon immer das Stabilisierungsprinzip der Evolution.

Dieser Vielfalt sollte unsere Aufmerksamkeit gelten, denn Energie folgt der Aufmerksamkeit und es lohnt sich nicht nur, unsere Energien in die Vervielfältigung der Gemeingüter zu investieren, es ist dringend nötig. Wir können eine Gesellschaft denken und gestalten, in der sich Gleichheit und Freiheit verbinden. Dafür muss aber zunächst das Commons-ABC an die Stelle der alten Schlagworte von „Wettbewerbsfähigkeit“, „Weltmarkt“ usw. treten.

Logik der Commons statt Logik der Gewinnmaximierung

Was also unterscheidet die Logik der Gemeingüter von der Logik der Gewinnmaximierung, die in der Regel im Begriff „Markt“ gerinnt. Mehrmals täglich erfahren wir etwas über den emotionalen Zustand der Märkte. Sie seien „nervös“, reagierten „gereizt“ oder zeigten sich „stabil“. Sie „mögen“ Umweltauflagen weniger, Entlassungen aber umso mehr. Letzteres stabilisiere sie. Man meint, wir sollten Mitleid mit ihnen empfinden, zumindest aber sollten wir vergessen darüber

nachzudenken, wie viel der emotionale Zustand dieser Märkte eigentlich noch mit unserer Lebensqualität zu tun hat.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Ich glaube nicht an ein einfaches Entweder-Oder. Ich denke, wir können die Logik der Commons reproduzieren und zugleich an Märkten teilnehmen, ohne dem Prinzip der Gewinnmaximierung zu fröhnen. Es bleibt uns auch gar nichts anderes übrig. Adame Dembelé, der Softwareentwickler aus Mali, hat gezeigt, wie dies geht. Wir können nicht von heute auf morgen aussteigen, aber wir können uns der Logik des Marktes in vielen Lebensbereichen entziehen. Auch hier lohnt ein Blick in die Geschichte, denn neben der Geschichte der Einhegung der Allmende gab es auch immer die Geschichte des Widerstands gegen sie. „Immer wieder wurden Zäune gebaut; es gab Proteste dagegen, die Zäune wurden wieder niedergerissen; das ging bis zum Bürgerkrieg. Zum Recht auf die Nutzung von Ressourcen gehörte daher von Anfang an das Recht, die Commons zu verteidigen, die Einhegungen zu verhindern“, schreibt Brigitte Kratzwald.¹⁴

	Logik der Gewinnmaximierung	Commons-Logik
Fokus auf	Gewinn Wachstum (betriebswirtschaftliche Indikatoren) Es geht um das Tauschen. Frage: Was kann ich verkaufen?	Bedürfnisse & Lebensqualität Gemeinwohl Es geht um das Nutzen. Frage: Was brauche/n ich/wir?
Grundüberzeugungen		
Ressourcen	Knappheit wird als gegeben vorausgesetzt oder hergestellt. Es geht im Kern um effiziente Ressourcenzuteilung.	Genug für alle durch geteilten Reichtum. Es geht im Kern um die Gestaltung der Sozialbeziehungen.
Menschenbild	Der Mensch als ein individueller Nutzenmaximierer	Der Mensch als kooperationsfähiges soziales Wesen
Träger des Wandels	Machtvolle Interessengruppen (institutionalisierte Politik)	Gemeinschaften und ihre Netzwerke (die Lösung kommt von unten)
Wissensproduktion	„verbetriebswirtschaftlicht“; proprietäre technologische und Verwertungssysteme;	kooperativ; peer-to-peer freie Technologien, Verwertung ist „nebensächlich“;

	Dominanz von Expertenwissen	Anerkennung unterschiedlicher Wissenssysteme
Prinzipien	Trennung ¹⁵ & Konzentration	All-win-principle /Vielfalt
Governance		
Formen	Indirekte Demokratie (inkl. Einparteiensysteme) und andere	Direkte Demokratie & Treuhänderschaft Traditionelle Governance-Formen Polyzentrische Governance Peer-to-Peer Governance und andere
Entscheidungsprozesse	Hierarchisch; top-down Anordnung & Macht Gewalt Gesetz	Horizontal; bottom-up Selbstorganisation & Kooperation Konsens Gesetz
Sozialbeziehungen		
Machtverhältnisse	Tendenz: Zentralisierung (Monopolisierung)	Tendenz: Dezentralisierung (Autonomie)
Besitzverhältnisse	Exklusives Privateigentum „Mit meinem Eigentum tue ich was ich will.“	Gemeinsam genutzter Besitz „Für Mitbesitz bin ich mitverantwortlich.“
Zugang zu rivalen Ressourcen (z.B. Wasser, Land, Wald)	begrenzt Regeln werden vom Eigentümer festgelegt	begrenzt Regeln werden von NutzerInnen gemeinsam festgelegt
Zugang zu nicht rivalen Ressourcen (z.B. Code, Ideen)	begrenzt Knappheit wird künstlich hergestellt	frei „Open access“
Nutzungsrechte	Werden vom Eigentümer gewährt (oder auch nicht).	Werden von ko-produzierenden NutzerInnen festgelegt.
Vorherrschende Strategie	aus-konkurrieren	zusammenarbeiten
Auswirkungen		
Für die Gemeinressourcen	Ausbeutung Einhegung	Erhaltung Reproduktion & Vermehrung
Für die Gesellschaft	Partizipation und Ausschluss Individualinteressen stehen gegen Allgemeininteressen Ökonomischer Wohlstand	Emanzipation und Einschluss Die Entfaltung jedes Einzelnen ist die Voraussetzung für die Entfaltung der Anderen und umgekehrt. Gutes Leben

Wo Green-Washing ist, ist Commons-Washing nicht weit

Abschließend sei auch auf Gefahren einer Vereinnahmung und Verfälschung der Commons-Gedanken hingewiesen. Ein beredtes Beispiel hierfür ist ein Diskurs der NATO, die 2010 einen „Global Commons Kongress“ veranstaltet und anschließend einen Strategieprozess initiiert hat. Wenn in der NATO von Commons die Rede ist, dann geht es explizit um Kontrolle und Zugang zu „strategisch wichtigen Ressourcen“ wie den Ozeanen, dem Weltraum und dem Internet. Zugang der NATO versteht sich, nicht allen!

Es ist also nicht schwer zu erraten: So wie es green-washing gibt, wird es auch commons-washing geben. Aber noch risikoreicher als Vereinnahmung ist zweifellos Ignoranz. Ich glaube, dass eines der größten Probleme in der Entwicklungs-, Landwirtschafts-, Kultur-, Bildungs- und Netzpolitik darin besteht, dass wir rechts wie links (falls diese Kategorien überhaupt noch etwas aussagen) Gemeingüter schlichtweg übersehen, mitsamt den Lösungen, die sie uns bieten. Die Einen glauben an die „Tragik der Allmende“, die Anderen an die Schutzmacht des Staates, was Erstere wiederum erheblich entzürnt. So zieht man es vor, die Welt zweidimensional zu beschreiben und sich um die Fragen zu streiten: Markt oder Staat? Kooperation oder Konkurrenz? Öffentlich oder Privat? Produzent oder Konsument? Gut oder Böse? Die Ergebnisse dieser Art zu fragen, die an den entscheidenden Punkten vorbei geht, sind ernüchternd. Sie übersehen zum Beispiel die Lösungen, die Commons für viele Ressourcenprobleme bieten.

Wir können den Gemeingütern nur den Platz verschaffen, den sie verdienen, wenn wir

- dieses bipolare Denken aufgeben
- die Bewegungen zum Schutz natürlicher Ressourcen mit jenen für die kulturelle Allmende und für den Ausbau sozialer Infrastrukturen zu verbinden
- Freiräume für „commoning“ schaffen und vom Staat dafür Unterstützung bekommen
- auf der nationalen und internationalen Ebene identifizieren, wo die „Enclosure of the Com-

mons“ vorangetrieben oder in Recht und Gesetz gegossen wird

- wenn wir die Vielfalt der Commons ins Licht rücken und machtvolle Metaphern für ihren „Betriebsmodus“ entwickeln.

Anmerkungen

- 1 Joachim Bauer: Prinzip Menschlichkeit – Warum wir von Natur aus kooperieren. Hamburg, 2006.
- 2 Kim Hill et al., in: Science 331, 1286 (2011).
- 3 Vgl. Helfrich, Silke: The commons as a common paradigm for social movements and beyond. <http://commonsblog.wordpress.com/2010/01/28/the-commons-as-a-common-paradigm-for-social-movements-and-beyond/>
- 4 Projektgruppe Ethisch-Ökologisches Rating Goethe Universität Frankfurt/M.: Nachhaltige Entwicklung braucht Gesetze für nachhaltigen Wettbewerb. Ein Appell an den Bundestag (Entwurf 29.06.2009) u.v.m.
- 5 European Patent Office: „Scenarios for the Future How might IP regimes evolve by 2025? What global legitimacy might such regimes have?“, München 2007.
- 6 Ein Wort noch zu Risiken der Nanotechnologie, die Chancen werden ohnehin von interessierter Seite betont. Ein wichtiger Indikator sind immer die Versicherungen. Bereits im Jahr 2004 erschien der Report „Nanotechnologie. Kleine Teile – große Zukunft?“ der schweizerischen Rückversicherungsgesellschaft Swiss Re, immerhin der weltgrößte Rückversicherer. Darin wird die Befürchtung geäußert, dass Nanotubes ähnliche Auswirkungen auf die menschliche Gesundheit haben könnten wie Asbest. Versicherungen wird empfohlen, die Risiken von Nanotechnologien auf keinen Fall unbegrenzt zu versichern. Um kumulative Folgeschäden für die Branche zu vermeiden, wird gefordert, die Versicherungen auf Versicherungsverträge bei Nanotechnologien grundsätzlich mit einer maximal abzudeckenden Schadenshöhe zu versehen. Siehe auch: Swiss Re (Hrsg.): Nanotechnologie. Kleine Teile – große Zukunft?. Zürich 2004 (Quelle: <http://de.wikipedia.org/wiki/Nanotechnologie#Kritik>)
- 7 Zwei Lesetipps: Joy, Bill: Why the future doesn't need us. In: Wired Magazine April 2000. <http://www.wired.com/wired/archive/8.04/joy.html> - ETC Group: The Big Downturn. Nanogeopolitics. A Report, December 2010. <http://www.etcgroup.org/en/node/5245>.
- 8 Most favoured Nation Principle, Artikel 1 GATT.
- 9 International Treatment Obligation, Artikel 3 GATT.
- 10 Vgl. Dispute Settlement Body: http://de.wikipedia.org/wiki/Dispute_Settlement_Body
- 11 Im März 2010 wurde eine Vorabversion geleakt. http://en.swpat.org/wiki/ACTA-6437-10.pdf_as_text
- 12 Das Copyleft ist eine clevere Einrichtung. Es ist eine Klausel in Nutzungslizenzen von Software oder anderen kreativen Werken, die sich des Urheberrechts bedient, um Inhalte auf Dauer frei zu halten. Das Copyleft setzt zunächst voraus, dass das Vervielfältigen und Bearbeiten von Werken erlaubt ist, dass also der Urheber diese Inhalte frei gegeben hat. Dann schreibt die Klausel vor, dass Bearbeitungen des Werks nur dann erlaubt sind, wenn alle Änderungen ausschließlich unter im Wesentlichen gleichen Lizenzbedingungen weitergegeben werden. Das heißt: wenn sie ebenfalls frei sind.
- 13 The Wealth of Networks: How Social Production Transforms Markets and Freedom, S. 60.
- 14 Kratzwald, Brigitte: http://www.common.at/Dokumente/Commons_Marburg.pdf (10. November 2010).
- 15 z.B. Produktion – Konsum, Produktion – Reproduktion, Produzent – Produktionsmittel u.a.m.